

Christoph

Werner

Das

Haus

fernab

des

Meeres

Roman



mitteldeutscher verlag

LESEPROBE



**Christoph Werner** wurde 1964 in Dessau geboren. Als Theaterregisseur hat er in allen Genres gearbeitet. Zahlreiche Preise auf einschlägigen Festivals, Tourneen durch Europa, Amerika und Asien dokumentieren seine Arbeit. Er war Intendant des Schauspielhauses in Halle (Saale) und des internationalen Festivals „Theater der Welt“. Seit 26 Jahren leitet er das vielfach preisgekrönte Puppentheater in Halle (Saale). Seine Stücke erscheinen im Verlag Hartmann & Stauffacher, im Mitteldeutschen Verlag erschien seine Erzählung „Josefs Geschichte“, im Osburg Verlag der Roman „Marie Marne und das Tor zur Nacht“. Christoph Werner ist verheiratet und hat drei Kinder.

# Erster Teil

## I

In jenem Sommer war alles ungewiss, bis Rosa mir wieder begegnete. Zu der Zeit wohnte ich in einer schlecht isolierten Dachgeschosswohnung, die direkt neben einem Krankenhaus lag und deren Miete auch 1994 noch lächerlich niedrig war. Den ganzen Sommer hörte ich nachts die Sirenen der Rettungsfahrzeuge. Ihr fiebriges Heulen schnitt in meinen dünnen Schlaf und dehnte die Stunden. Nur mit einem Laken zugedeckt, wälzte ich mich auf meiner Isomatte, bis das Gezwitscher der Vögel einen neuen, endlosen Tag ankündigte, durch den ich trieb, unruhig, matt, planlos.

Morgens saß ich zwei, drei Stunden einfach in meinem Sessel und starrte aus dem Fenster hinab auf die Front des gegenüberliegenden Hauses, die frisch gestrichen worden war und in makellosem Weiß erstrahlte, sodass mir nach einigem Hinsehen die Augen wehtaten und ich helle Punkte sah, wenn ich danach den Blick abwendete. Ich stellte mir vor, dass ich nachts über die

Straße gehen und einen Eimer schwarzer Farbe auf die Hauswand kippen würde. Später kam ich auf die Idee, die Farbe in kleine Gläser zu füllen und sie vielleicht über mehrere Tage und Nächte verteilt von meinem Fenster aus auf die andere Straßenseite zu werfen. Aber als ich mir das Ergebnis eine Weile lang vorgestellt hatte, begriff ich, dass die schwarzen Spritzer die Intensität des weißen Putzes wahrscheinlich nur verstärkt hätten. Der Kontrast war einfach zu groß. Ich probierte vor meinem inneren Auge andere Farben aus, aber immer mit dem gleichen Ergebnis: Die weiße Fläche war unantastbar. Sie strahlte mich an. Sie war von einer undurchdringlichen, makellosen Gleichgültigkeit, die mich lähmte. Ich saß da, unfähig mich zu bewegen, mich zu waschen, zu frühstücken, mich anzuziehen. Erst wenn die Glocken der nahen Pauluskirche zwölf schlugen, gelang es mir, mich loszureißen und aus dem Haus zu gehen.

Den ganzen Tag trieb ich mich im Stadtpark herum. Auf den Wiesen lagen die Mädchen und sonnten sich. Jungen spielten Fußball. Mit hochroten Köpfen rannten sie zwischen den Bäumen hin und her, die ihre Torpfosten waren, verfolgt von ausgelassenen Hunden, die die tollsten Sprünge vollführten. Auf den Wegen flanierten junge Mütter, die langsam ihre Kinderwagen vor sich

herschoben, während die Kleinen tollpatschig neben ihnen her stolperten. Alte Männer hatten sich feuchte Tücher auf die Stirn gelegt und dösten im Schatten der Bäume oder spielten Boccia. Und dort, auf einer der Wiesen nahe dem Fluss, traf ich Rosa nach zwei Jahren wieder. Zunächst bemerkte ich sie nicht, als ich auf dem Weg Richtung Innenstadt lief und sie mir von der Mitte der Wiese zuwinkte. Ich fühlte mich nicht gemeint, denn in der Zeit meines Fortseins hatte sich vieles verändert und ich hatte bisher niemanden getroffen, den ich von früher her kannte. Erst als sie beide Arme schwenkte, blieb ich stehen und sah zu ihr herüber. Noch immer zögernd, beschirmte ich die Augen mit der Hand, da kam sie schon auf mich zugelaufen und fiel mir um den Hals. Sie hielt mich umklammert und sagte nach einer Weile: „Wo warst du denn die ganze Zeit?“ Es klang fast ein bisschen gekränkt, so als seien wir verabredet gewesen und ich hätte mich verspätet. Ihr Haar duftete so gut, dass ich beschloss, mein Gesicht für den Rest meines Lebens darin zu vergraben. Als sie sich von mir löste, sah ich sofort, dass irgendetwas sie verändert hatte. Sie war nicht einfach nur älter geworden, etwas war in ihr oder mit ihr vorgegangen. Als Rosa bemerkte, wie ich sie ansah, schaute sie kurz zu Boden. Dann gab sie mir einen

Kuss auf die Wange und überschüttete mich mit Fragen: „Wieso hast du dich nie gemeldet? Seit wann bist du wieder da?“

Ich fing an zu erzählen, wohin es mich in den letzten zwei Jahren getrieben hatte, dabei versuchte ich, sie dadurch zu beeindrucken, dass ich selbst die aufregendsten Orte, an denen ich gewesen war, so beiläufig wie möglich erwähnte. Rosa tat mir den Gefallen und rief an den richtigen Stellen „Ah“ und „Oh“ oder „Das ist nicht wahr?“. Sie lachte und ich sah ihre kleinen Grübchen, sie riss ihre braunen Augen auf und schüttelte ungläubig den Kopf. Dann strich sie sich ihr herrliches, immer wirr zusammen gestecktes Haar aus dem Gesicht und führte mich zu dem Platz, an dem ihre Sachen lagen. Dort setzten wir uns und rauchten und ich erzählte weiter. Es sprudelte aus mir heraus, ich konnte nichts dagegen tun, und während ich sprach, merkte ich plötzlich, dass ich traurig wurde. Ich musste sprechen, um nicht in Tränen auszubrechen. Das verwirrte mich. Was war auf einmal los mit mir? Wieso war mir nach Heulen zumute? Lag es an Rosa? Daran, dass ich sie wieder getroffen hatte? Oder an etwas anderem? Ich wusste es nicht, aber ich wollte auf keinen Fall, dass sie merkte, was mit mir los war, ehe ich selber eine Ahnung davon hatte. Und dann traf mich

die Erkenntnis wie ein Schlag: Ich fühlte mich einsam. Das war es, kein Zweifel, ich fühlte mich mutterseelenallein, von allen verlassen, fremd in dieser Stadt, in die ich zurückgekehrt war, um mich endlich nicht mehr fremd zu fühlen. Deshalb starrte ich den halben Vormittag auf die weiße Wand, deshalb trieb ich mich stundenlang im Stadtpark herum, deshalb brachte ich nichts Richtiges zustande, hatte keine Ideen, konnte nicht schreiben. Es war eine klare und mächtige Erkenntnis. Gleichzeitig spürte ich ein unbändiges Verlangen, Rosa zu umarmen, mich mit ihr auf der Decke herumzuwälzen, sie zu streicheln, zu küssen, mit ihr zu ringen. Und um dieses Verlangen zu unterdrücken, redete ich noch schneller, bis ich sah, dass sie einen kurzen verstohlenen Blick auf ihre Armbanduhr warf.

„Und du? Was hast du gemacht?“, fragte ich, weil ich Angst hatte, dass sie gehen wollte. „Warst du die ganze Zeit hier?“

„Irgendwie schon“, sagte sie. „Ich bin deinem Beispiel gefolgt und habe mich ebenfalls exmatrikulieren lassen ...“ Sie machte eine Pause und rauchte.

„Und dann?“, fragte ich.

„Habe ich mich an der Kunsthochschule hier beworben und studiere Bildhauerei.“

„Was? Das ist ... das ist ja großartig“, stammelte ich. Sie lächelte und ich sah, dass sie es genoss, meine Überraschung zu sehen. Bildhauerei, ein Kunststudium, sie hatte getan, was ich nicht schaffte, sie war nicht fortgelaufen, nicht vor ihrer Vergangenheit, nicht vor ihrer Zukunft.

„Entschuldige, aber ich muss jetzt los.“

Der Satz versetzte mich in Panik: „Was?! Wohin musst du denn?“, rief ich lauter, als ich gewollt hatte. „Kann ich nicht mitkommen? Zuschauen, wie du bildhauerst oder so? Ich habe Zeit, mehr als mir lieb ist, bitte.“

Rosa sah mich nicht an, als sie antwortete: „Ich muss meine Tochter abholen.“

„Deine Tochter...?“ Das war es also, was sie so verändert hatte. Sie hatte ein Kind und wahrscheinlich auch einen Mann. Vielleicht war sie sogar verheiratet. Scheiße, verdammte! Wut sprang mich an, ich verspürte das dringende Bedürfnis zu fluchen.

„Bist du verheiratet?“, fragte ich.

Rosa lachte kurz auf. „Nein“, sagte sie, als sei es völlig abwegig, an so etwas überhaupt zu denken. „Ich wohne mit Marie in einer schönen Villa, und dort habe ich auch mein Atelier. Ich schreibe dir die Adresse auf. Hast du ein Telefon?“

Ich nickte.

„Dann schreib mir deine Nummer auf die Hand und ich rufe dich an. Ich bin genauso froh, dass wir uns wiedergetroffen haben, wie du, glaub mir.“ Sie hielt mir ihre Hand hin, ich schrieb meine Telefonnummer und meine Adresse darauf und dabei sah ich, dass sie immer noch an den Fingernägeln kaute. Dann gab sie mir einen flüchtigen Kuss auf die Wange und stürmte davon. Wahrscheinlich war sie viel länger geblieben, als sie gedurft hätte. Ich musste unbedingt herausfinden, wer der Vater ihres Kindes war.

### III

Ich fing an, mein Zimmer aufzuräumen und die Tapete von den Wänden zu reißen. Ich brauchte ein Liebesnest und keine Gefängniszelle. Am Abend wollte ich Rosa anrufen, aber sie kam mir zuvor.

„Paul, was machst du, schreibst du gerade?“

„Nein, ich sitze neben dem Telefon und warte, dass du anrufst.“ Sie lachte.

„Willst du kommen, wir grillen heute Abend.“

„Wer, wir?“

„Hagen, Elena und ich.“

„Wer ist Hagen und wer Elena?“

„Hagen ist der Mann, bei dem ich wohne, und Elena ist seine Haushälterin.“

Es gefiel mir nicht, dass sie ihn Hagen nannte. Herr Sowieso wäre mir lieber gewesen.

„Gut, ich komme. Wann?“

„Der Grill wird gleich angeheizt.“

„Also gleich.“

„Wenn du willst, ja.“

„Natürlich will ich.“

„Gut, also bis gleich.“

„Warte! Wo denn? Wo ist die Villa?“

Sie fing an, mir den Weg zu erklären, aber leider kann ich mir Straßennamen nicht merken und deshalb nützte es nichts, wenn sie sagte, an dieser oder dieser Straße musst du links abbiegen. Ich bat sie, mir die Adresse zu geben. Ich wollte selber auf der Karte nachschauen. Ich überlegte, was ich anziehen sollte, und entschied mich für Jeans und ein dunkelblaues T-Shirt.

Die Villa lag auf einem kleinen Hügel auf der anderen Seite des Flusses. Rings um das Gelände führte ein schmiedeeiserner Zaun, der aufwendig restauriert worden war. Vorne, an der Ecke des weitläufigen Grundstücks, stand ein alter Holzpavillon. Ich fuhr eine Weile

herum, weil ich die Zufahrt nicht fand. Sie lag in einer kleinen Seitenstraße, das Tor stand offen, aber ich klingelte vorsichtshalber, weil ich nicht wusste, ob das Gelände von einem Hund bewacht wurde. Es gab keinen Hund. Rosa kam mir entgegen. Sie trug ein langes, goldgelbes Baumwollkleid und hohe Schuhe mit dicken Absätzen, wie sie in den Siebzigerjahren modern gewesen waren. Sie sah wirklich fabelhaft aus.

„Was ist? Warum kommst du nicht herein? Du bist doch sonst nicht so schüchtern.“

„Ich dachte, es gibt vielleicht einen Hund.“

„Nein, keinen Hund, du weißt doch, dass ich Hunde nicht leiden kann.“ Sie küsste mich flüchtig und schenkte mir ein Lächeln.

Das Gelände war noch schöner, als man es von der Straße aus sehen konnte. Ein großer, düsterer Park mit altem Baumbestand, von Efeu überwuchert und leicht hügelig. Auf einer kleinen Wiese vor dem Haus steckten hüfthohe Fackeln in der Erde, unter einem weißen Baldachin war ein großer Tisch festlich gedeckt, alles sehr romantisch. Vor dem qualmenden Grill stand ein Mann mit einer Grillzange. Er hatte volles, schlohweißes Haar, ein kantiges Gesicht mit dunklen, weit auseinander liegenden Augen. Es war unmöglich, sein Alter zu schätzen,

er konnte sechzig sein oder fünfundsiebzig, bei Männern wie ihm machte das keinen Unterschied. Als er mich sah, lächelte er. Es war das Lächeln eines Premierministers oder Präsidentschaftskandidaten. Um seine Augenwinkel bildeten sich tausend Fältchen und sein großer Mund wurde noch größer.

„Hagen“, er hielt mir seine lange, schlanke Hand hin. „Ich freue mich, dass Sie unserer Einladung gefolgt sind.“ Seine Stimme klang wie summende Lkw-Reifen, kein Zweifel, er war der Mann, um den eine ganze Nation trauern konnte.

„Rosa hat mir von Ihnen erzählt“, säuselte er weiter, „und ich wollte Sie kennenlernen.“

Er wollte mich kennenlernen. Ich hatte keine Ahnung, was er damit meinte.

„Willst du sie sehen?“, fragte Rosa beiläufig.

„Wen?“

„Marie.“ Ich brauchte einen Moment, bis ich begriff, dass sie ihre Tochter meinte.

„Ja, klar, unbedingt. Sie entschuldigen uns“, sagte ich artig zu Hagen.

„Ja, ja, gehen Sie nur. Und sagen Sie Elena, sie kann die Steaks jetzt bringen.“

Rosa ging schnell vor mir her. Sie war aufgekratzt, das

merkte ich, und als ich die Villa betrat, begriff ich warum. In der Empfangshalle hätte man Walzerturniere veranstalten können. Links führte eine Treppe mit schwarz gebeiztem, wuchtigem Holzgeländer zu den oberen Stockwerken, Säulenimitate ragten an den Wänden empor und links und rechts der Tür, die in den Garten hinaus ging, standen kindsgroße Skulpturen.

Unten unzählige Durchgangszimmer mit bodentiefen Fenstern, Parkettfußboden und Stuckdecken, die Türen zweiflügelig, mit kunstvollen Blendrahmen verziert. Alte Einbauschränke gekonnt kombiniert mit modernen Designermöbeln, wundervolle Jugendstillampen und eine Sitzgruppe aus Rattan, die südländisches Flair verbreitete. Es gab eine Bibliothek und eine Art Herrenzimmer mit Sesseln von Le Corbusier und einem riesigen offenen Kamin. Ich schaute in alle Räume, denn so etwas hatte ich bisher noch nirgendwo gesehen. Meine Bruchbude konnte mit diesem Märchenschloss nicht mithalten, egal, wie lange ich sie sanierte. Ich begriff, dass ich ein solches Haus niemals hätte herrichten können, selbst wenn ich das Geld dazu gehabt hätte. Mir fehlte die Erfahrung von Luxus, der Umgang damit. Wer war dieser Hagen, woher hatte er so viel Geld und einen so sicheren Geschmack? Und wieso ließ er Rosa hier wohnen? Dass

sie sich ein solches Haus zur Miete leisten konnte, war doch unwahrscheinlich.

„Hast du im Lotto gewonnen? Wie sonst könntest du diesen Palast bezahlen?“

Rosa zuckte mit den Schultern und ich merkte, dass sich ihr Gesicht leicht rötete. Was hatte das zu bedeuten?

„Hagen ist mein Mäzen“, sagte sie, griff nach meiner Hand und zog mich weiter. In der Küche, die so groß war, dass man dort eine Fußballmannschaft hätte verköstigen können, stand eine kleine, runzlige Frau mit krummen, in Orthopädieschuhen steckenden Beinen. Auch ihr Alter war schwer zu schätzen. Sie konnte sechzig sein oder hundert.

„Das ist Paul“, sagte Rosa.

Die Alte hielt mir ihre knochige Lederhand hin.

„Ich bin Elena.“

„Sehr angenehm.“ Ich fand es komisch, dass sie sich mir mit ihrem Vornamen vorstellte, aber als ich Rosa daraufhin ansprach, antwortete sie, ich sei ein Snob und sie hatte recht. Wir stiegen die breite Treppe hinauf. Es gab drei Etagen. Unten wohnte Hagen, in der Mitte Elena und ganz oben unterm Dach Rosa und Marie. Sie hatten sich häuslich eingerichtet, mit Wickeltisch, Laufgitter und Babybett. Wie immer lagen Rosas Sachen über-

all herum, ohne dass das Zimmer unordentlich gewirkt hätte.

Marie war ein Goldkind. Sie hatte volle, blonde Haare, ein kleines Kinn und große blaue Augen. Letzteres sah ich nur auf den Fotos, die auf dem Tisch standen, denn natürlich schlief sie. Ich hätte mich gerne noch ein bisschen umgesehen, aber Rosa hatte Angst, dass wir Marie aufweckten. Wir gingen also wieder hinunter. Es roch schon nach gebratenem Fleisch, als wir in den Garten kamen.

„Mein Atelier zeige ich dir später, jetzt essen wir erst einmal“, flüsterte Rosa verschwörerisch und ich nickte ein paarmal und sagte: „Unbedingt.“

„Ihr könnt euch schon hinsetzen, die Steaks sind gleich fertig“, sagte Hagen. Es gab selbst gebackenes Brot, Salat und wunderbare Soßen, die in kleinen, weißen Schälchen herumgereicht wurden und die jeder ausgiebig lobte. Elena lächelte jedes Mal artig, aber ich war sicher, dass sie den ganzen Abend kein einziges Wort sagen würde, und ich behielt recht. Zuerst unterhielten wir uns über das Essen. Hagen schlug vor, es das nächste Mal mit Fisch zu versuchen, und ich erzählte, wo ich zuletzt welchen gegessen hatte. Darüber kamen wir aufs Reisen, aber ich hatte keine Lust, schon wieder von meinen Fahrten zu erzählen. Ich wollte irgendetwas über diesen Hagen in

Erfahrung bringen, aber er blieb die meiste Zeit stumm. Rosa dagegen war ganz wild darauf, Anekdoten aus unserer gemeinsamen Studienzeit zu erzählen, und sie konnte sich an Einzelheiten erinnern, die ich längst vergessen hatte. Nach dem Essen verabschiedete sich Elena. Rosa sagte, sie solle das Geschirr stehenlassen, aber natürlich kam das für Elena überhaupt nicht in Frage. Rosa protestierte, sie wollte höflich sein und merkte nicht, dass sie die alte Frau damit in Verlegenheit brachte.

„Lass sie nur“, sagte Hagen sanft und Rosa gehorchte. Ich zündete mir eine Zigarette an und schaute auf die Fackeln, deren Flammen im leichten Nachtwind hin und her schlugen. Es war schon dunkel geworden.

„Rosa hat mir erzählt, dass Sie Schriftsteller sind“, sagte Hagen, nachdem wir kurz geschwiegen hatten.

„Mein Bruder hat mir ein paar Seiten einer Geschichte hinterlassen“, sagte ich, „seit seinem Tod versuche ich, diese Geschichte zu Ende zu schreiben. Ich weiß nicht, ob man so jemanden einen Schriftsteller nennen sollte.“

„Ah“, sagte Hagen knapp. Keine Ahnung, warum ich ihm, kaum dass wir uns begrüßt hatten, von Jonas' Tod erzählte.

„Womit bestreiten Sie ihren Lebensunterhalt?“, fragte Hagen nach einer längeren Pause. Ich wunderte mich,

dass er sich so direkt danach erkundigte, versuchte aber, mir nichts anmerken zu lassen.

„Ich hatte noch ein paar Reserven, aber die sind nun aufgebraucht, ich muss mir 'nen Job suchen.“

Das war untertrieben. Mein Kontostand befand sich seit einiger Zeit konstant im Sollbereich und ich hatte Angst, sie könnten mir den so mühevoll erkämpften Dispokredit streichen.

„Und Sie, womit verdienen Sie Ihr Geld?“, fragte ich schnippisch.

„Vorwiegend Immobilien und Aktien“, sagte Hagen knapp.

„Und warum sind Sie in den Osten gezogen?“ Ich sah, dass Rosa anfing, unruhig auf ihrem Stuhl herumzurutschen, weil ich all diese Fragen stellte, aber er hatte schließlich damit angefangen.

„Das ist eine lange und komplizierte Geschichte.“ Er goss sein Glas voll, trank und schwieg. Ich hätte ihn gerne ermuntert, weiterzusprechen, aber Rosa fing an, ihre Geschichten zu erzählen, und es schien sie nicht zu stören, dass ich die meisten davon schon kannte. Sie hatte Angst, ich könnte Hagen vielleicht zu nahe treten und gab sich viel Mühe, mich nicht mehr zu Wort kommen zu lassen. Und er saß dabei und genoss ihre Vorstellung. Er lächelte

ihr zu, nickte von Zeit zu Zeit, machte kleine, intelligente Einwürfe, die sie ermutigen sollten, während sie die Beine übereinanderschlug, sich von ihm Feuer geben ließ und versuchte, geistreich zu sein. Es war wirklich widerlich. Er war der typische Kolonialist, der sich im Westen dumm und dämlich verdient hatte und jetzt hier den großen Gönner raushängen ließ. Wahrscheinlich kam er aus Hamburg. Er sprach zwar keinen norddeutschen Slang, aber er hatte diese vornehme Zurückhaltung. Schließlich hatte ich genug und verabschiedete mich. Hagen sagte, er würde sich freuen, wenn ich sie bald wieder besuchen käme, aber ich brummte nur kurz. Es war mir egal, wie viele Artigkeiten er mir zu sagen hatte. Ich würde mich nicht von ihm einwickeln lassen. Wieso ließ er Rosa hier wohnen? Wieso wollte er mich kennenlernen? Was sollte dieses ganze Theater? Etwas stimmte nicht mit ihm und ich würde herausfinden, was es war. Er sah mich einen Augenblick lang an, als ich ihm die Hand gab, und ich hielt seinem Blick stand. Rosa brachte mich zum Tor und küsste mich zum Abschied auf den Mund. „Sei nicht sauer“, flüsterte sie. „Du wirst alles verstehen, ich bin so froh, dass wir uns wiedergefunden haben.“ Ich drückte sie an mich, aber sie wollte es nicht richtig, also ließ ich sie wieder los und ging.

Auf der Fahrt nach Hause merkte ich, dass ich wirklich eifersüchtig auf diesen alten, geilen Bock war. Es lag nicht nur daran, dass er alles besaß, was ich gerne gehabt hätte, ich wusste auch, dass Rosa einen Vaterkomplex hatte. Vielleicht glaubte sie, dass er der Mann war, der ihr Glückskonto auffüllen konnte. Je länger ich darüber nachdachte, umso mehr war ich davon überzeugt, dass er schon damit angefangen hatte.

## VI

Es war schon um elf, als ich meine neue Stelle antrat. Ich hatte gedacht, es ginge darum, ein bisschen Laub zu hacken und irgendwie die Zeit rumzubringen, damit es nicht so offensichtlich war, dass Hagen mir einen Urlaub auf Hydra finanzierte. Ich war davon überzeugt, dass er mir nur deshalb angeboten hatte, für ihn zu arbeiten, weil er dachte, ich sei zu stolz, um mir das Geld für die Reise von ihm schenken zu lassen. Aber es stellte sich heraus, dass ich ihn ganz falsch eingeschätzt hatte. Er empfing mich in einer braunen Kordhose und einem groß karierten Baumwollhemd und schon als ich ihn sah, wusste ich, er meinte es ernst. Er fragte mich, ob ich schon ge-

frühstückt hätte. „Nein“, sagte ich, und er erteilte Elena den Auftrag, mir ein Frühstück zu machen. Bis sie damit fertig war, lud er mich zu einer „Begehung“ ein. Sie dauerte etwa eine Stunde. Ich musste eine Leiter und einen Pinsel nehmen und all die Äste markieren, von denen er wollte, daß ich sie absäge. Es waren zwölf große, einundzwanzig mittlere und dreiundfünfzig kleinere Äste, und ich fing an zu begreifen, worauf ich mich da eingelassen hatte. War ich dazu überhaupt in der Lage? Ich bezweifelte, dass ich die nötige Kondition besaß, meinen Kummerspeck den ganzen Tag die Leiter rauf- und runterzuschleppen. Dreißig D-Mark Stundenlohn schienen mir plötzlich nicht mehr so viel zu sein. Sollte ich Hagen sagen, dass ich nicht schwindelfrei war? Das stimmte, aber die Äste, die ich absägen sollte, waren nicht so hoch, dass ich wirklich Probleme gehabt hätte, sie zu erreichen. Von der Leiter aus konnte ich ihn sehen, wie er dastand und zu mir hinaufschaute. Seine Schultern hingen leicht herunter, sein Gesicht war konzentriert, sein weißes, volles Haar schimmerte in der Sonne. Wenn ich von der Leiter herunterstieg, legte er mir seine Hand auf die Schulter und führte mich weiter.

## VII

Hagen räumte die Holzstücke weg, die ich gestern gesägt hatte. Als er mich sah, ließ er die beiden, die er gerade in der Hand hielt, fallen, als befürchte er, ich könnte etwas dagegen haben, dass er sie beiseiteschaffte. Er schien den Anblick, den ich ihm gestern geboten hatte, noch nicht verkraftet zu haben.

„Morgen“, sagte ich knapp.

„Guten Morgen. Ich hole gleich das Werkzeug, ich wollte hier nur etwas Ordnung machen.“ Das klang, als hätte er gesagt, ich wollte nur die Verwundeten wegschaffen. Er sah mich einen Moment lang an. „Wissen Sie“, sagte er leise, „ich arbeite ganz gerne im Garten, aber ich kann nicht mehr auf die Leiter klettern, ich habe manchmal Gleichgewichtsstörungen.“ Ich merkte, wie mir das Blut in den Kopf stieg. Er entschuldigte sich bei mir dafür, dass er in seinem Garten gearbeitet hatte, und das beschämte mich irgendwie. Er war ein alter Mann und ich hatte gestern mit meiner Säge gegen ihn gekämpft, ich hatte ihn in Gedanken niedergemetzelt. Das Schlimmste aber war, dass er das zu wissen schien. Er hatte mich angesehen, und mein Anblick musste ihm meine Gedanken verraten haben.

„Wo bringen Sie das Holz hin?“, fragte ich und bückte mich. Ich wollte nicht, dass er die Schamröte in meinem Gesicht sah.

„Dort hinten, ich staple es an der Mauer auf.“ Ich nahm ein paar Scheite und trug sie hinüber. Er ging und holte das Werkzeug.

„Wo ist eigentlich Rosa?“, fragte ich, als er zurückgekommen war.

„Irgendwo im Haus.“

„Ach so.“

„Ich habe Ihnen hier ein paar Handschuhe mitgebracht. Das geht besser.“

„Danke.“

„Ich werde Sie rufen, wenn es Mittagessen gibt.“

„Ja, ich komme dann.“

„Brauchen Sie noch etwas?“

„Nein, ich glaube nicht.“

Er stand noch einen Augenblick lang unschlüssig herum, dann ging er und ich war froh, endlich allein zu sein. Ich stellte die Leiter an einen der Bäume, an dem nur kleinere Äste abzusägen waren, weil ich Angst hatte, ein großer Ast könnte mich wieder in Rage bringen.

Christoph Werner  
**Das Haus fernab des Meeres**  
Roman

240 Seiten, Broschur  
ISBN 978-3-96311-750-3  
24 €

Der Zufall bringt Paul, Rosa und Hagen 1994 im Osten Deutschlands zusammen. Was sie verbindet, sind die Verluste, die sie erlitten haben. Aber kann aus gleichem Unglück wirklich Freundschaft entstehen, wie das Sprichwort sagt? Oder bringt Unglück immer nur eines hervor: Unglück?

Christoph Werner erzählt unaufgeregt eine große Geschichte von untergegangenen Ländern, scheiternder Liebe und den Momenten, die schlagartig unser Leben verändern. Krimi, Liebesgeschichte und Gesellschaftsroman – im Haus fernab des Meeres kommt alles zusammen ...

*»Ein Roman der unerhörten Wendungen, die aber sachlich, sozial und – vor allem – seelisch immer plausibel bleiben. Ein Roman, der Spannung erzeugt. So sehr, dass der Leser versucht ist, Zeilen zu überspringen, um zu erfahren, wohin hier die Reise geht.«*

Christian Eger, Mitteldeutsche Zeitung